



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagbuch.

I.

Revue der Presse.

Seitdem man auch gegen die Augsburger Allg. Zeitung einen Bannstrahl geschleudert hat, ist es wohl mit dem Wortspiel von einer guten und schlechten Presse zu Ende. Dieses neue Beispiel lehrt: es gibt gar keine gute Presse. Der verschärfte Censurzwang, welchem die Augsburger in letzterer Zeit heimgefallen, ist vielleicht noch bedeutamer und wichtiger, als das Verbot der Leipziger Allgemeinen, der Hallischen Jahrbücher und der Rheinischen Zeitung. Gegen letztere konnte man doch von conservativem Gesichtspunkte aus Einwendungen machen. Das übertriebene Geschrei, man wolle Kirche, Staat und Thron untergraben, fand doch wenigstens hie und da seine Argumente. Was soll man aber zu dem Krieg gegen die Augsburger sagen, gegen ein Blatt, das den conservativen Principien oft mehr Zugeständnisse machte, als in seinem eigenen Interesse lag, und das in der letzteren Zeit die Zielscheibe war, gegen welche fast alle liberalen Blätter ihre Pfeile richteten. Ein Blatt, dem Oesterreich den Zutritt in seine Staaten erlaubt, soll von Preußen bedroht werden! Von Preußen, das sich als der Heerd der deutschen Geistesbewegung geriet, von Preußen, das selbst in seinem letzten, so niederschlagenden Censur-Edicte noch die Worte stehen ließ, — daß es „keine ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit hindern wolle.“! Die Augsburger stand allerdings bereits seit einiger Zeit zu München in einem gespannten Verhältniß. Obgleich sie manche Zugeständnisse dem Lande, in welchem sie gedruckt wird, gemacht hat und über manche Lokalangelegenheiten, Bauten, Malereien und Hof-feste, die man gar nicht in ihren Spalten zu suchen berechtigt war, sich breit ausdehnte, um sich gefällig zu zeigen, so schien man ihr doch mehr zuzumuthen, als ihr zu thun möglich war. Indes wäre dies doch immer kein Grund

zu einer so scharfen Maßregel gewesen, wie die, welche das Königl. Bairische Rescript anordnete. Als Gründe der Unzufriedenheit mit der „verwerflichen“ Richtung der Augsburger werden in jenem Rescript unter andern einige Artikel über Piemont und die Schweiz citirt. Unwillkürlich denkt man bei dieser Motivirung an die bekannte Phrase: „Was gehn uns die Türken an?“ Piemont ist kein deutscher Bundesstaat und wenn man gegen Frankreich und England alle Zeitungsblicke loszulassen erlaubt, warum nicht auch gegen Piemont? Daß der Schweizer Radicalismus in Deutschland keine ansteckende Wirkung hervorbringt, weiß jedes Kind. Gerade in der Schilderung dieser Ameisenkämpfe in der Schweiz, dieser unerquicklichen Wirren, Raßbalgereien und Miniatur-Revolutionen wird dem Geiste der Geseßlichkeit und der Ordnung am Beredtesten das Wort gesprochen und dies hat offenbar die Augsburger auch bezweckt. Und sind einige Artikel über Piemont und die Schweiz hinreichende Ursachen, um ein Journal von solcher Wichtigkeit zu erdrücken, um dem Auslande neue Triumphe über die reactionaire Bewegung in Deutschland in die Hände zu spielen? Und hätten die Journale nicht längst es ausgeplaudert, daß die Intervention einer auswärtigen Macht bei dem bairischen Cabinet der Augsburger ihr jüngstes Schicksal bereitete, so hätte man dies von selbst errathen können. Keineswegs aber hätte man dabei an Preußen gedacht. Vergebens suchten wir in den Artikeln der Augsburger einen Grund zu der Behauptung, sie habe sich in letzterer Zeit gegen Preußen übernommen. Die verschiedenartigen Gerüchte, welche im Publikum circulirten, nennen drei verschiedene Gegenstände, welche der Augsburger als Sünde in Berlin angerechnet worden sein sollen: das List'sche System, welches sie adoptirt hat, einige Artikel über die preußischen Provinzialstände und endlich einige polemische Aufsätze, in welchen viel von der preußischen Hegemonie die Rede war (bei Gelegenheit des Buches von Bülow-Gummerow). Keiner dieser drei Vorwürfe hält jedoch eine ernste Kritik aus. Das List'sche System mag seine Fehler und falschen Seiten haben, es mag die Principien der preußischen Handelspolitik in vielen Stücken unbequem finden; ist dies ein Grund, um zu zürnen? Die erzigtesten Gegner Preußens werden nicht behaupten, daß man dort so weit gehen werde, ein System mit Gewalt zu unterdrücken, welches auf rein positivem Boden sich bewegt und dem man Offenheit, Loyalität, Patriotismus und, um einen amtlichen Ausdruck zu brauchen, die „wohlmeinende“ Absicht nicht abstreiten kann. Ueber die Provinzialstände und die Entwicklung einer constitutionellen Vertretung sind in preußischen Blättern weit schärfere Aeußerungen erschienen, als in der Augsburger. Wo Oesterreich, das doch wahrlich auch eben nicht

im Begriffe steht, seinen Staaten eine constitutionelle Verfassung zu geben, ruhig zuschaut, da, sollte man meinen, brauche Preußen sich nicht zu alarmiren. Oesterreich, wo die Augsb. Allg. Zeitung fünfmal mehr Exemplare absetzt, als in Preußen, hätte, wenn ihm die Politik dieser Zeitung so gefährlich schiene, nicht erst nöthig, bei dem bairischen Hofe zu interveniren, um eine strengere Censur für dieselbe zu bewirken. Oesterreich brauchte nicht einmal die Augsburger in seinen Staaten zu verbieten; ein Stempelaufschlag würde hinreichen, ihr den Eingang zu erschweren; Oesterreich brauchte nur die orientalischen Nachrichten, durch welche in den letzten Jahren die Augsburger eine so große Wichtigkeit erhielt, ihr vorzuenthalten oder unzugänglich zu machen, um mit dem schärfsten Schläge sie zu treffen. Von dem Allen hat Oesterreich Nichts gethan. Die österreichische Regierung hat kein Edict erlassen, welches solchen Subel in Deutschland hervorbrachte, wie das vom 10. Dezember 1841; aber es hat anderthalb Jahre später keinen Schritt gethan, wodurch sogar die Existenz eines Blattes, wie die Augsburger, bedroht wird. Oesterreich ist sich consequent geblieben. — Was nun gar die Polemik über die Hegemonie betrifft, welche allerdings in den Spalten der Augsburger zuerst angeregt wurde, so sehen wir nicht ein, warum einem deutschen Journal, dessen Redacteurs und Besizer keine preussischen Unterthanen sind, dessen Druckort und größerer Lesekreis in nicht preussischem Gebiete sich befinden, ein Vorwurf daraus gemacht werden soll, wenn es in bescheidener Rede das Verhältniß der übrigen deutschen Bundesstaaten gegen den anmaßenden Ton einiger preussischen Schriftsteller vertheidigt. Daß die scharfsinnige preussische Politik auch nicht einen Augenblick daran denkt, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der übrigen Staaten Deutschlands im Mindesten zu beeinträchtigen, davon ist Jedermann fest überzeugt. Preußens Politik ist, die Stimmung in Deutschland in den Zeiten des Friedens so weit für sich zu erobern, daß es bei einem oder vielmehr nach einem künftigen Krieg die Staaten ernten kann, welche es im Frieden klüglich angebaut hat. So lange es Frieden in Europa gibt, kann das Fürstenthum Lichtenstein unter dem Schutze seiner Heeresmacht von 55 Soldaten eben so unabhängig leben, als das Kaiserthum Oesterreich unter dem Schutze seiner gewaltigen Armeen. Aber eben diese factische Unabhängigkeit sichert wohl auch die moralische. Wenn der Gedanke der Hegemonie nur ein falsches Gespenst ist, warum sollte man sich scheuen, ihm in die Augen sehen zu dürfen? Die erwähnte Polemik ist übrigens in der Augsburger in so gehaltenem bescheidenem Tone geführt worden, daß wir das Gerücht, welches dieselbe als Ursache der Verlegenheit nennt, in welcher die Augsburger sich in

diesem Augenblicke befindet, für das abgeschmackteste und unwahrscheinlichste unter allen halten, welche circuliren. Was und wo auch die Ursache übrigens sein mag, welche die Augsburger zwingt, ihren Druckort anderswo zu suchen, Eins ist gewiß dieses Ereigniß, wenn es stattfindet, wäre besonders dem Auslande gegenüber eins der traurigsten und eclatantesten. Was man auch innerhalb Deutschlands für Kritik an die Augsburger legt, so wird doch Jeder, der den Fuß außerhalb des deutschen Bodens gesetzt hat, erfahren haben, daß die Allgemeine Zeitung nicht nur das geachtetste deutsche Journal, sondern vielleicht das geachtetste europäische ist — wenn man die Times ausnimmt. Ein solches Blatt zu unterdrücken, ist mehr als locale Maßregel, es ist eine Manifestation, welche die Augen von ganz Europa auf sich zieht. Dies mögen die bedenken, in deren Händen die Macht und die Ehre Deutschlands liegt.

— — Welch einen Reichthum von Materialien und interessanten Arbeiten enthalten die ersten beiden Neujahrshefte der Wiedermann'schen Monatschrift. Seit dem Januar erscheint diese Monatschrift im Verlage von Mayer und Wiegand und wie ihr Neuheres an Eleganz und Frische gewonnen hat, so auch der Inhalt. Würde dieses Blatt der schönen Literatur mehr Aufmerksamkeit und Raum schenken, so würde es gewiß eins der gelesensten und verbreitetsten in Deutschland sein. Eine Revue, welche das nationale Interesse nach allen Seiten hin vertritt, darf die Literatur nicht bloß im Anhange bei Gelegenheit abthun. Die großen französischen und englischen Revuen wissen der schönen Literatur in Mitte der ernstesten und praktischsten Abhandlungen ihren Ehrenplatz anzuweisen. Und nun namentlich in Deutschland, wo die schöne Literatur so lange Zeit fast der einzige Brennpunkt des gemeinsamen Nationalinteresses war. Und noch jetzt schlagen wir die deutsche Wissenschaft, die deutsche Kunst, die deutsche Poesie zum wenigsten eben so hoch als Hebel der Nationaleinheit an, als die so viel besprochenen materiellen Interessen. Der Befreiungskrieg, den Lessing geführt hat, beginnt eine neue Epoche auch auf anderem Boden, als bloß auf dem literar-historischen. Der geistige Verein zwischen Göthe und Schiller ist freilich kein Zollverein gewesen, aber er hat am Ende doch zur Kräftigung des deutschen Geistes einiges (!) beigetragen. Nicht so? Die deutsche Monatschrift wird ohngeachtet ihrer positiven Tendenz dies doch nicht in Abrede stellen, um so mehr, als der anerkennende, besonnene und leidenschaftslose Ton dieser Zeitschrift keine geringe Zierde ihres reichen Inhalts ist. Es hat uns wohlthätig berührt, wenn die Redaction in ihrem Programm sagt: „Wir konnten den Terrorismus nicht billigen, mit welchem die Oberdeutsche

„Zeitung gegen alles Fremde zu Felde zog, den unversöhnlichen Nationalhass, den sie gegen England, Frankreich, Holland, gegen alle Staaten predigte, die nicht unbedingt den deutschen Interessen diejenigen Zugeständnisse machten, welche sie für nothwendig zu deren Gedeihen erachtete. Wir waren vielmehr und sind noch der Ansicht, daß der Kampf der Nationalitäten — das nothwendige und untadelhafte Resultat unserer modernen Culturbewegung — sich doch innerhalb der Gerechtigkeit halten müsse; daß wir nicht in denselben Fehler verfallen dürfen, dessen wir andere Nationen anklagen, in den Fehler der blinden Hab- und Eroberungsgier.“

— Welche Debatten über Runkelrübenzucker, über Quincalleriwaaren und dergleichen Industrie! Wie viele Ritter treten für sie in die Schranken und wie sorglich bemüht sich die Gesetzgebung, die Fabrikanten und ihre Capitalien zu beschützen. Und der Journalismus? Ist er etwa eine kleine geringfügige Industrie? Gewinnt der Staat etwa weniger Nutzen von diesem Industriezweig als von andern? Wir wollen nur ein Beispiel aufführen: Die Kölnische Zeitung. Von diesem einen Journal bezieht der Staat die enorme Summe von 25,000 Thalern jährlich. Herr Dumont-Schauberg zahlt an Stempel und Postaufschlag von jedem Exemplar seines Journals 3 Thaler an den Staat. Da nun die Kölnische Zeitung in 8500 Exemplaren abgesetzt wird, so findet man unsere Angabe noch um 500 Thaler überstiegen. Hiezu rechne man aber noch, wie viele Hände bei einem solchen Institute ihre Beschäftigung finden. Die Kölnische bringt täglich 2 bis 3 Bogen Papier. Nehmen wir durchschnittlich die Nummer zu 2 Bogen an, so macht dies an anderthalb Rthl pr. Exemplar d. h. jährlich an 12,750 Rthl für die ganze Auflage. Hiezu die nöthige Anzahl Sezer, Drucker, die Bestellungen bei dem Schriftgießer, der Bedarf an Dinte und sonstigem Material. Und hiezu erst wieder die Redaction, die Mitarbeiter, Expeditoren, Correctoren u. s. w. Wie viele Familien leben von einem einzigen solcher Journale! Allerdings haben wir dasjenige citirt, welches eins der verbreitetsten ist. Allein selbst solche Blätter, welche 5000, 3000, 1500 Exemplare absetzen — wie vielen Menschen geben sie Nahrung, wie vielen Fleiß setzen sie in Bewegung; man weiß, daß in Deutschland fast jede halbweg bedeutende Stadt ihr Journal hat, und daß somit die Industrie der Zeitungspreffe eine der verbreitetsten und wichtigsten ist. Warum berücksichtigt man bei den Fragen über die Unterdrückung der Preffe — diese industrielle Seite denn gar nicht? Allerdings ist die politische Frage dabei die wichtigere — aber die materielle sollte doch wenigstens auch einen Einfluß auf die hohen Entschlüsse haben. Warum wird das

Capital eines Journalunternehmers, der Erwerb eines Seters, eines Druckers, um von der Paria-Kaste der Schriftsteller gar nicht zu sprechen, mit leichtem Gewissen auf das Spiel gesetzt als das Capital und der Erwerb eines Bandfabrikanten oder eines Lohgerbers?

II.

Das Wetterglas.

(Eine Fabel.)

Ein Reisender, der schon die alte Welt,
Als ein Gelehrter, aus dem Kopfe kannte,
Doch darum heißer nur vom Wissensdurst entbrannte,
Hatt' auf die neue seinen Sinn gestellt.
Doch leider mußte er schwer den kühnen Trieb bezahlen.
Weit über Canada war er schon vorgebrungen,
Als der Huronen räuberische Horde
Aus einem Dickicht ihn verräthrisch überfällt.
Die Beute theilen Sene nach dem Morde.

Der Eine von den Kannibalen
Wählt aus dem Nachlaß sich ein Barometer.
Von dem Gebrauche zwar des Instruments versteht er
Nicht eben viel; indeß auf seinen Wanderungen —
Er war's, der das Gepäck des Philosophen trug —
Da er den Herrn darum voll Neugier oft befrag,
Ward er daraus, wie manch ein Schüler, klug,
Und war so weit in das Geheimniß eingedrungen,
Daß ehrethumsvoll für Zauberei
Er seines Meisters Werkzeug achtet.
Wie gründlich dieser auch ihn zu belehren trachtet,
Es hat der Narr sich doch zuletzt
In seinen platten Kopf gesetzt,
Daß jenes Wetterglas es sei,
Was Regen ihm und heitern Himmel schafft.

Natürlich ward das Wunderglas für den Huronen
Der Götter mächtigster, die ob den Wolken thronen;

Und ohne Maß und Ziel, wie jede Leidenschaft,
 Wuchs die Verehrung erst, die er dem Dämon zollte.
 Sei's nun, daß er im Forst ein Wild erjagen wollte,
 Sei's, daß ihn über'n See das flüchtige Canoe
 Zu einem Streifzug tragen sollte;
 Stets fragt' er allererst den Gott gewissenhaft.
 War das Orakel irgend ihm zuwider,
 Hing er den Bogen auf und warf das Ruder nieder.

Für eine Weile trieb er's so.
 Doch nie pflegt Knechtschaft lange sich zu halten,
 Ein jeder Götzendienst muß doch einmal erkalten,
 Der unterwürfigste Anbeter oder Knecht
 Fragt plötzlich unmuthvoll: „Ist auch mein Frohndienst Recht?“

Einstmals nun, als Begier den Sohn der Wälder plagte,
 Zu einer Fahrt in ein entlegnes Land
 Ihn Beutelust unwiderstehlich jagte;
 Und er aus dem Gesicht des Wettergotts ersah,
 Es sei ein Ungewitter nah,
 Hielt die Geduld nicht länger bei ihm Stand.
 Erst mit ein wenig Zorn, mit noch verhaltner Wuth
 Die Bitte mischend, die er that:
 „Schaff,“ ruft er, „eben jetzt bedarf ich dessen sehr,
 Schaff' gutes Wetter her!“
 Allein der Gott bleibt taub bei seinem Flehn,
 Und kündigt Sturm an, wie vorher.
 Schon sieht er auf die See sich das Gewölke legen.
 „So tückisch bist du meinem Heil entgegen?
 Wenn ich den Zephyr will, schickst du die Windesbraut!
 Ei nun“, schreit er entschlossen laut,
 „Ich werde, denk' ich, wohl mein eigenes Belieben
 Trotz deinen tollen Wetterlaunen üben!“
 Mit diesem Wort, um schnell die Sache abzumachen,
 Zerflägt er das Idol zu Splintern und zu Staub.
 Sofort schiffte er sich ein. Der Sturm ergreift den Rachen
 Und schleudert ihn den Fluthen hin zum Raub. —

Von Staatenlenkern hört ich oft, die jenem Manne gleichen,
 (Und leider in nicht unbekannten Reichen!)
 Die jeden wohlgemeinten Rath ersticken,
 Will er sich nicht nach ihrem Sinne schicken;
 Ihr Unmuth fällt oft jäh auf des Propheten Haupt,
 Wenn er den Sturm, der broht, zu nennen sich erlaubt.
 Ihr Wettergläser, wollt ihr unzerschmettert fort bestehn?
 Ei dann verkündet nur: „Beständig schön!“

Notizen.

— Das Wiener Hofburgtheater ist seit seinem Entstehen größtentheils unter der Leitung glücklicher Theaterdichter gewesen (in letzterer Zeit Schreibvogel, Deinhardstein, Holbein). Der berühmteste unter ihnen war — Kogebue: er hatte zu seiner Zeit mit nicht geringern Schwierigkeiten zu kämpfen, wie ein heutiger Director. Man erzählt noch jetzt allerlei interessante Züge und Anekdoten von seiner zweijährigen Directionsepoch. Es war schwer, mit ihm zu verkehren, wenn er gleich im Umgange äußerst geschmeidig that und zum Theil auch war. Als Hoftheaterdichter erwarb er sich während der kurzen Zeit von zwei Jahren wesentliche Verdienste um die Hofbühne. Er führte ein reiches Repertoire, lieferte rasch mehrere eigene Stücke (das Schreibpult, Johanna von Montfaucon, die beiden Klingenberg etc.), und bezog nach seinem Abgange eine Pension von 1000 Gulden bis an sein tragisches Ende. Das Portrait bei dem ersten Bande seines Theaters in der Doll'schen Ausgabe ist treu. Man führte es während seiner Intendanz und noch viele Jahre später häufig auf Tabatieren. Seine Eitelkeit herrschte allenthalben vor. So steht auf mehr als einem seiner Autographen: „Meine Adresse ist mein Name,“ wie einst der berühmte Arzt Boerhave seine Briefe adressiren ließ: „An Boerhave in Europa.“

— Die Soirées der Rachel sind jetzt diejenigen, welche in Paris einen Hauptgegenstand des Modegesprächs bilden. Diese Soirées finden am Donnerstag einer jeden Woche Statt; Damen werden nicht zugelassen; um elf Uhr wird Thee servirt. Demoiselle Rachel macht in ihrem kleinen, sorgfältig ausgewählten Kreise mit einer liebenswürdigen und echt theatralischen Majestät die Honneurs. Die Gesellschaft besteht gewöhnlich aus drei bis vier

alten Diplomaten, einem halben Duzend begeisterter Kritiker, zwei oder drei unbegriffenen Dichtern, mehreren Banquiers und einigen Verwandten der Schauspielerin, die auf ihre Abendunterhaltungen sehr stolz ist. Wer sie nicht das Wort: „mein Salon“ hat aussprechen hören, kennt eine der hervorragendsten Seiten ihres Talents nicht. Denn in ihrem ganzen Repertoire gibt es kein auf Effect berechnetes Wort, das sie besser sagte, als dieses. Sie hält auf ihre Rolle als Dame vom Hause mehr, als auf ihre schönsten Theaterrollen und ihre glänzendsten Erfolge, und sie fühlt sich weit mehr erfreut, wenn man ihr sagt, daß sie die Honneurs in ihrem Salon sehr gut zu machen weiß, als wenn man sie mit Lobeserhebungen wegen ihrer Auffassung der Phädra oder Maria Stuart überschüttet.

— Das Feuilleton der Kölnischen Zeitung, welches seit Kurzem einen rüstigen Redacteur in der Person des Lyrikers Püttmann erhalten hat, scheint nach dem Muster der großen französischen Journale ein Tummelplatz für die Belletristik werden zu wollen. Freiligrath, Heinrich König, H. Scheerer u. s. w. liefern fleißige Beiträge. Vor einigen Tagen erschien auch ein größerer Artikel über die moderne deutsche Literatur, der aber unter diesem klingenden Titel nichts als ein Kleingewehrfeuer gegen Heinrich Laube enthält. Herr Julius Moser, der Verfasser dieses Artikels, hätte wohl bei dieser Gelegenheit etwas Bedeutenderes sagen können. Es scheint, als ob der Erfolg des Laubeschen Monaldeschi dem Dresdner Dramatiker sehr zu Herzen ginge, so daß er sich Lust machen mußte. Dagegen läßt sich zwar nichts einwenden; nur wünschen wir, daß bei einer persönlichen Polemik dieser Art der Schriftsteller mit offenem Visir in die Schranken reiten möge; einem so loyalen Charakter, wie Herr Moser ist, steht es nicht wohl an, seine Kollegen und Mitstreibenden anonym anzugreifen; das ist ein schlechtes Beispiel für die Schriftsteller minorum gentium.

— Ungarn hat seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit und das Interesse Deutschlands mehr als je auf sich gezogen. Ein Bestandtheil eines absoluten Reiches, kämpft es wacker um die Erhaltung und unverkürzte Handhabung seiner aus dem Mittelalter noch überkommenen feudal-constitutionellen Rechte und Garantien. Daneben aber strebt es auch in sich selbst nach vervollkommnung und nach einer liberalen und zeitgemäßen Umgestaltung seiner mittelalterlichen Zustände in moderne. Endlich ist in neuester Zeit hiezu noch die Aufregung getreten, die der Panlawismus über alle Völker slavischer Zunge gebracht hat, und dadurch ein Conflict zwischen der Nationalsprache

der Ungarn und den Mundarten der eingewanderten deutschen und andern nicht magyarischen Bewohner Ungarns. Dies Alles wird denn auch in einer Reihe von Schriften der verschiedensten Art und des mannigfachsten Inhalts in deutscher Sprache und vor deutschem Publikum verhandelt, gleichsam als ob man sicher sein könnte, in der öffentlichen Meinung Deutschlands einen unparteiischen Richter in allen Dingen zu finden. Als eine der gediegensten und auf bleibende Wirksamkeit berechneten Schriften erscheint uns M. Pisztory's: Die Ungarn in ihrem Staats- und Nationalwesen. Band I. (Leipzig, Mayer und Wigand 1843). Dieses Buch ist wirklich das, was es nach der Angabe des Verfassers sein soll, nämlich „eine aus den besten in- und ausländischen Quellen geschöpfte Schilderung der ungarischen Nation, eine historisch-politisch-statistisch-geo-topo- und ethnographische Darstellung des ungarischen Staates, die Alles umfaßt, was das ungarische Staats- und Nationalwesen ausmacht. Der Verfasser hat in dem, mit vieler Uebersichtlichkeit, Klarheit und Sachkenntniß geschriebenen Buche der deutschen Geschichtsliteratur einen schätzenswerthen Beitrag geliefert. Wir erwarten den zweiten Band mit wahrer Theilnahme.

— In Paris ist so eben eine neue Biographie Talleyrand's erschienen. In dieser wird namentlich das Urtheil eines englischen Diplomaten citirt, auf welches schon früher die Augsburger Allg. Zeitung aufmerksam machte. — Talleyrand — sagt jener Diplomat — war gewiß der außerordentlichste Mensch seiner Gattung, der je gelebt hat. Man nehme nur seine physische Bildung und bedenke, daß er um so viele Jahre die größten und besten seiner Zeitgenossen überlebt hat! Talleyrand war lahm geboren und seine Gliedmaßen waren an den Leib durch einen eisernen Apparat gefestigt, an den er immer mit seinem gigantischen Rohr klopfte, zur großen Verblüffung derer, die ihn zum ersten Male sahen. Man fühlte einen gewissen Schauer, der durch den boharenden Blick seiner grauen Augen, unter den zottigen Brauen hervor, keineswegs vermindert wurde. Dazu sein gespenstiges, tiefgefurchtes Gesicht, theils von einem Schupp seiner ganz eigenthümlichen Haare, theils von seiner ungeheuren Cravatte bedeckt, die eine vorragende große Unterlippe stützte, über seine Oberlippe vorgeschoben mit einem cynischen Ausdruck, den noch kein Portraitmaler wiedergeben konnte! Zu all diesem Rüstzeug des Schreckens kam noch sein todähnliches Schweigen, nur hin und wieder durch einsilbige Rehlöne unterbrochen, die aus dem Grabe zu hallen schienen.